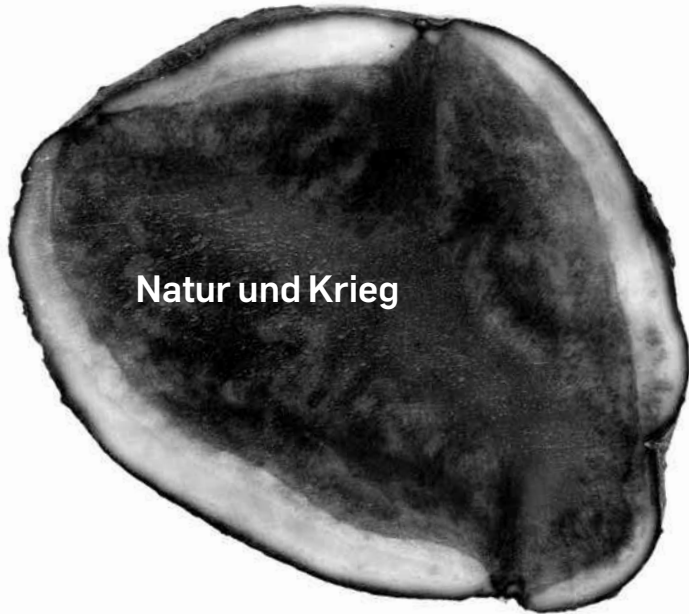


## Die Donau und ihre Ufer

Die Verwundeten schleppten sich fast alle zur Donau, eben so die verwundeten Pferde, und bedeckten die langen Ufer des Flusses, um den heißen Durst zu stillen, den Wunden immer hervorrufen.<sup>1</sup>

Ortrun Veichtlbauer



Vor der großen Regulierung teilte sich die Donau nach ihrem Durchbruch durch die Wiener Pforte in zahlreiche kleine und mehrere große Arme und bildete Werder und Auen, darunter die Insel Lobau. Täglichen Veränderungen unterworfen erreichte ihr vielarmiges Bett am Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Höhe von Groß-Enzersdorf und Kaiserebersdorf schon bei normalem Wasserstand eine Breite von etwa einem Kilometer. Das Insellabyrinth der Wiener Donauauen, in dem es schwierig war, einen Hauptstrom auszumachen, war zu dieser Zeit jedoch nicht ob seines bemerkenswert reichen Pflanzen- und Tierlebens «europäisch berühmt»<sup>2</sup>, die waldbewachsene Lobau, so der *Rheinische Bund* im Jahr 1809, sei vor allem ein «natürlicher Waffenplatz»<sup>3</sup>. Der Dichter Heinrich von Kleist schrieb am 25. Mai 1809 in Stockerau an seinen Freund Joseph Baron von Buol-Mühlingen: «Wir gehen heute, Dahlmann und ich, auf das Schlachtfeld nach Kakeran [Kagran] und Aspern, um Alles zu betrachten, und uns von dem Gang der Begebenheiten zu unterrichten. – Es heißt der Erz. Carl sei die Nacht vom 23. zum 24. über die Donau gegangen.»<sup>4</sup> Kleist und sein Begleiter Friedrich Christoph Dahlmann wanderten über das frische Schlachtfeld bei Aspern, das die erste Niederlage Napoleons nach 12 Jahren Krieg dokumentierte. Als sie einen Kugeln sammelnden Bauern fragten, ob man den schmalen Arm der Donau zur Insel Lobau durchwaten könne, zeigte dieser die beiden verdächtigen Spaziergänger an.<sup>5</sup> Die beiden zu Spionen erklärten «Reisesiamesen»<sup>6</sup> hielten sich vermutlich am Ufer des damals etwa 130 m breiten Stad(t)ler-Arms<sup>7</sup> auf, der als nördlichster, nur bei Niedrigwasser gangbarer Donauarm das linke Ufer der Donau bildete; die Lobau umschlingend trennte er die Donau von der Mühlau und der weiten Ebene des Marchfelds ab. Die im Mai 1809 Hochwasser führende Donau erreichte Wasserstände bis zu acht Meter.<sup>8</sup>

Die für diesen europäischen Krieg entscheidende Rolle des durch alpine Schmelzwasser verursachten Donauhochwassers wurde vielfach beschrieben. Napoleon hatte sich während der Besetzung von Wien zwar den legendären *Danubius Pannonico-Mysicus* von 1726 – die sehr genaue, sechsbändige Donau-Monografie des Bologneser Kartografen Luigi Ferdinando Conte de Marsigli (1658–1730) – aus der Wiener k.k. Hofbibliothek holen lassen<sup>9</sup>, im entscheidenden Moment verkannte der Raumstrategie jedoch die Dynamik von «Général Danube»<sup>10</sup>. Napoleons Heer war über Albern in die Lobau marschiert und hinterließ nach der Belagerung eine zerstörte Landschaft. In den etwa vierzig Tagen bis zur Schlacht bei Wagram verwandelte sich die Strominsel in eine Artillerie-Festung. Die Soldaten campierten meist im Freien; Schanzarbeiten und Brückenbau wurden unter großem Mangel an Nahrungsmitteln ausgeführt. In den ersten Tagen wurden unzählige Pferde geschlachtet, gegen den Durst oder zum Kochen gab es «blos schlammiges Donau-Wasser, auf

Fotos: Privatarchiv

Lobau, Erdarbeiten  
und Aushub für einen  
Graben zur Grund-  
wasserabfuhr; der  
Materialtransport  
erfolgte auf den offe-  
nen Loren einer Feld-  
bahn (Februar 1941)



Lobau, Entgleisung der  
seit 1940 in Betrieb ste-  
henden Hafenhahnlo-  
komotive bei der  
Kreuzung Panozza-  
lacke (März 1941)



Lobau, Hochwasser-  
einbruch während der  
Planierarbeiten beim  
Bau des Hafenskanals  
(März 1941)



welchem viele Leichen einerschwammen»<sup>11</sup>. «Der Styx», so die Berliner Salondame und Vormärzautorin Luise Mühlbach, «sei nach Lobau herangefluthet, um dem Fährmann Charon die schwierige Arbeit zu ersparen, so viele Leichen hinabzuführen in die Unterwelt, und als habe er sich selber daher zu einem einzigen großen Leichennachen umgewandelt!»<sup>12</sup> Nach der Okkupation war die Lobau kaum mehr wiederzuerkennen. Der Auwald war verschwunden, sämtliche Bäume wurden entweder gefällt oder ausgerissen, das vielgerühmte Auwild hatte sich schwimmend ins Marchfeld gerettet. Zurück blieb nichts als eine sandige Ebene.<sup>13</sup> Der Kriegsschauplatz an der Donau, über den die «verpestete Luft» außergewöhnlich großer beidseitiger Verluste an Mensch und Tier wehte<sup>14</sup>, behauptet bis heute seinen Platz in den Lesebüchern der Österreich-Mythologie. Der fahnenschwingende Habsburger Erzherzog Carl, von Kleist als «Ueberwinder des Unüberwindlichen» poetisch verklärt<sup>15</sup>, wurde zu einem ikonischen, tief im kulturellen Gedächtnis verankerten Geschichtszeichen.

Man kann die Zerstörung der Aulandschaften während der letzten zwei Jahrhunderte als Kriegsnebenfolge verstehen, darüber hinaus lassen sich aber auch instrumentelle Zusammenhänge zwischen Krieg und nationaler Natur aufzeigen. Sowohl in der linksufrigen Lobau, als auch in den Donauauen am rechten Ufer bei Albern spielten die jeweiligen Kriegszwecke und die Art der Kriegsführung, vor allem aber der Zusammenhang zwischen Kriegsform und materialen Ressourcenlagen der beteiligten kriegführenden Staaten eine wesentliche, den Raum aktiv-transformierende Rolle.

Krieg und Naturbeherrschung – so die zentrale These von Edmund Russell in seiner Fallstudie über ein halbes Jahrhundert chemischer Kriegsführung<sup>16</sup> – sind durch vielfache Wechselwirkungen miteinander verknüpft und gemeinsam evoluiert. In den Kriegsformen des 20. Jahrhunderts wurden Praktiken des interaktiven und instrumentellen Umgangs mit nichtmenschlicher Natur generalisiert, die ihrerseits grundlegende Konzeptualisierungen von der Natur der Natur enthalten. Der unablässige, auch gewaltsame Umgang mit Natur ist dabei nicht nur in einem metaphorischen Sinn Arbeit. Prototypisch heißt es in Turgenjews *Väter und Söhne* aus 1862: «Die Natur ist kein Tempel, sondern eine Werkstatt, und der Mensch ihr Arbeiter.»<sup>17</sup> Das utilitaristische Pathos entsprach dabei dem Ausmaß der säkularen Entweihung durch Nutzung. In den apokalyptischen Geschichtsmodellen der Brüder Friedrich Georg und Ernst Jünger sowie jenem – wenn auch unter gegensätzlichen ideologischen Vorzeichen – von Walter Benjamin wird der Arbeitsbegriff auf den Krieg ausgedehnt.<sup>18</sup> In seinem Karl-Kraus-Essay vergleicht Benjamin den Krieg mit einer «riesigen Walstatt blutiger Arbeit»<sup>19</sup>. Bei Ernst Jünger und – weniger poetisch-metaphysisch argumentierend – bei Friedrich Georg Jünger verschmelzen Soldat und Industriearbeiter zu einer in technischer Expansion und Perfektion begriffenen Figur, wobei beide in völlige Abhängigkeit von technischer Apparatur und Organisation gestellt sind.<sup>20</sup> Die Technik ist, so Ernst Jünger, jene Art und Weise, in der die Gestalt des Arbeiters die Welt mobilisiert.<sup>21</sup> Der Krieg wird total, indem er alle Arbeitsverhältnisse durch Militarisation sowohl umfasst wie normiert – die ökonomische Ausnutzung und Mobilisierung natürlicher Ressourcen werden zu entscheidenden Faktoren. Die forcierte massenweise Umwandlung von Kapital, Arbeit und Natur in

kriegswirtschaftliche Verbrauchsgüter war mit weit in die Zukunft reichenden Folgen und Nebenfolgen verbunden.

### Arkadische Ressourcen

Vordringen mit der geschliffenen Axt der Vernunft und ohne rechts noch links zu sehen, um nicht dem Grauen anheimzufallen, das aus der Tiefe des Urwalds lockt.<sup>22</sup>

Die räumlich und technisch eingeschränkte Wirkung früherer Kabinettskriege, die eine Begrenzung der Gewalt gegen Mensch und Natur formalisierte, ließ in der frühen Neuzeit vom Krieg als einem Theater oder Schauplatz der Welt sprechen. Mit dem Ersten Weltkrieg kam ein Paradigma zum Abschluss, das erstmals im Amerikanischen Bürgerkrieg aufgetaucht war. Der Feldartillerist, Gestaltpsychologe und Cassirer-Schüler Kurt Tsadek Lewin, der an der galizischen Front verwundet wurde, bezeichnete in seinem ersten Essay die kohärente Zurichtung von Landschaft durch Logik und Möglichkeiten des industrialisierten Kriegs der Moderne als Kriegslandschaft.<sup>23</sup> Galizien – auf dessen durch «westeuropäische Leiber» gedüngten Agrarböden Joseph Roth gelben Kukuruz blühen ließ<sup>24</sup> –, Verdun und die Somme wurden zu Symbolen der vernichtenden Gewalt einer neuen Kriegsform. Für Lewins Konzeption der «Verlandschaftlichung» des Krieges war keine eigentliche naturale Referenz notwendig – «Eine Schlacht ist eine Landschaft, die auf Sie schießt», beschrieb Pierre Robiquet seine Naturerfahrung im Ersten Weltkrieg, die mythisch mit der Technik in eins gesetzt scheint.<sup>25</sup> Eine umfassende Re-Naturalisierung des Kriegs entsprach dabei nicht nur dem Geist des mit weitausgreifenden territorialen und ökonomischen Ambitionen geführten Ersten Weltkriegs, sie fand ihre Entsprechung auch in der Art und Tiefe, wie der Krieg nun in physische Bereiche der Landschaft eindrang. Während Napoleon III. noch behaupten konnte, er führe Kriege gegen Herrscher und nicht gegen Völker, gab es in diesem mit der Technik eng vermaschten Weltkrieg nur mehr wenig, das dem Zugriff einer bis dahin beispiellosen, allgegenwärtigen, mit technisch-mechanischen Mitteln geführten Materialschlacht entging.

Auch wenn in der Lobau im Ersten Weltkrieg keine direkten Kampfhandlungen stattfanden, hinterließ der Krieg auch dort seine Spuren. Natur als Landschaft ist kein geschichtsloser Raum – als «tote Arbeit» ist der in ihr manifeste Anteil vergangener Arbeitsprozesse nicht nur in unserer Wahrnehmung gegenwärtig, in deren Folgen und Auswirkungen ist er auch als «zukünftige Arbeit» enthalten. Im langen Jahrhundert zwischen ihrer Nutzung als napoleonischem Kriegsschauplatz und Erstem Weltkrieg sukzedierte die periodisch überschwemmte, nährstoffreiche Schwemmlandchaft der Lobau und wurde erneut, wie damals in den Donauauen allgemein üblich, als Niederwald bewirtschaftet und im regelmäßigen Umtrieb, zirka alle 10–30 Jahre, vor allem als Brennholzwald genutzt.<sup>26</sup> Das «graulichte Grün» der Auen<sup>27</sup>, die schnellwüchsigen Erlen, Weiden, Pappeln, aber auch Harthölzer wie Ulmen und Eschen wurden in der Saftzeit umgeschlagen und bildeten ein Buschwerk aus büschelförmigen Stockausschlägen. Nur hin und wieder wurden Samenbäume, so genannte Überhälter oder Oberständler, stehen gelassen. Die wachsende Metropole Wien, deren Holzbedarf längst nicht mehr



Lobau, im Hintergrund links die Baustelle des Großtanklagers der Wirtschaftlichen Forschungsgesellschaft mbH Berlin (*WIFO-Anlage*), rechts Böschungsausbau durch einen Elektrobagger, im Vordergrund eine Hafensperrung (März 1941)



Lobau, Blick zum unteren Ende der Hafeneinfahrt und zur *WIFO-Anlage* (März 1941)



Lobau, Blick in Gegenrichtung zur Hafensperrung, im Hintergrund die Hafeneisenbahn (März 1941)



allein aus den Donauauen und dem Wienerwald gedeckt werden konnte, war im Laufe des 18. Jahrhunderts zum wichtigsten Brennholzmarkt der Monarchie geworden. Die Holz transportierende Donau spielte eine bedeutende Rolle zur ununterbrochenen Versorgung der Stadt mit Energie.

Die dominierende Nutzung der Wiener Donauauen bestand jedoch bis zum Ende der Habsburger Monarchie in der Jagd, der Land- und Forstwirtschaft mit allfälligen Nutzungskonflikten untergeordnet waren. Der Wildstand um Wien galt in Europa als einzigartig, und die Verbindung von Jagd und herrschaftlicher Repräsentation spielte in Österreichs Geschichte schon immer eine wichtige Rolle. Die Habsburger besaßen seit den Tagen Maximilians I. von den bischöflichen Grundherren des Hochstifts Freising das Jagdrecht in den Donauauen; das kaiserliche Revier umfasste in etwa das Gebiet der heutigen Lobau. Rotwild und Schwarzwild waren die Hauptwildarten. Die Hofjagden setzten im Juli mit dem Abschießen der jagdbaren Hirschen ein, und noch bis Ende der 1830er-Jahre wurden in der Lobau «gesperrte» Hirschjagden abgehalten.<sup>28</sup> Den Endpunkt dieser Geschichte stellt der zwischen Jagdbesessenheit und sensibler Naturbeobachtung gesplante Kronprinz Rudolf dar, der jeweils in den Januarmonaten des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts mit seiner Meute von Otterhunden im Weiden- und Rohrbruch der bereits regulierten Lobau Fischotter jagte.<sup>29</sup> Rudolf, ornithologischer Mitarbeiter an Brehms *Thierleben* (er hatte den Berliner Zoologen Alfred Brehm bei der Wiener Weltausstellung 1873 kennen gelernt) publizierte einige Berichte über diverse an der Donau vorkommende Raubvögelarten, für sein «Kronprinzenwerk» verfasste er heute als protoökologisch geltende Aufsätze über die Donauauen. Dessen ungeachtet wurde der Charakter der Lobau durch die jahrhundertlang andauernde Widmung der Auen als Hofjagdgebiet geprägt. Der Anteil an Blößen und Schneisen ist vor allem deshalb verhältnismäßig groß, weil die kaiserlichen Reviere vor den Toren der Stadt wegen der berittenen Jäger «bequem mit Alleen versehen» waren.<sup>30</sup> Unterholz wurde beseitigt, unter den Bäumen wurde aufgeräumt. Auf den Schlagflächen machten sich in den 1920er-Jahren Weißdornbüsche und Bartgräser breit, die so genannten Dornböden der Wildeinstände und verbissresistente Weißdornwiesen galten als sichtbare Folgen dieser Jagdwirtschaft.<sup>31</sup>

In den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts wurde das in zahlreiche Arme verästelte Strombett der Wiener Talniederung durch zwei große Durchstiche zu einem einheitlichen Profil zwischen festen, sandsteinbeschwerten Ufern zugeschnitten. Der Strom, zuvor «zwischen der Ebene hinschleichend, über welche das Auge schweift, ohne beinahe einen Anhaltspunkt zu finden»<sup>32</sup>, floss nun in geordneter Bahn. Das Marchfeld, eine wichtige Kornkammer der Monarchie, war nunmehr weitgehend geschützt, ein Damm zog von Wien gerade durch die Auen bis zur Landesgrenze. Die Kehrseite dieses Raumgewinns der Agrarwirtschaft – mit dem Regulierungseingriff verschwanden die Auen aus dem Weichbild Wiens. Auch wenn durch Öko-Engineering in den letzten Jahren große gesellschaftliche Anstrengungen in deren Re-Naturalisierung geflossen sind, existieren an der Wiener Donau seit der Regulierung nur noch naturnahe beziehungsweise künstliche erhaltene Au-Rudimente, die vom Strom und dessen überschwemmenden und neubildenden Einflüssen großteils getrennt sind. Eine reichliche Nährstoffzufuhr durch die Ablagerung der gemein-

hin als Letten bezeichneten Schwebstoffe, wie man es aus der Schulgeografie von der sommerlichen Nilüberschwemmung kennt, blieb aus. Grundwasserspiegel, Feuchte und Fruchtbarkeit der Böden sanken. Die natürliche Verjüngung der Weichholzaunen mit ihren lichtliebenden Erlen, Pappeln und Weiden war kaum mehr möglich und die Transformation in eine Hartholzaun unausweichlich. Derart beschaffen vermittelte die – nach der Regulierung ausschließlich am Nordufer der Donau gelegene – Lobau durch ihr häufig wechselndes Landschaftsbild aus weiten Wiesen, Büschen und mächtigen Baumgruppen von Silberpappeln und Feldulmen einen gleichsam arkadischen Eindruck, der durch ihren bis zum Ersten Weltkrieg «märchenhaften» Holz- und Wildreichtum noch verstärkt wurde.<sup>33</sup> Dieses Arkadien, das 1905 in Karl Luegers Wiener Wald- und Wiesengürtel aufgenommen wurde, und dessen immerfort als üppig beschriebene Lianenlandschaft durch habsburgische Gedenkpolitik und Literatur zudem mit geisterhaften Figuren und einem düsteren Gepräge ausgestattet worden war, konnte angesichts der spätestens ab dem Wruckenwinter 1916/17 immer schwierigeren Versorgungslage der Stadt nicht mehr von kriegswirtschaftlichen Überlegungen ausgenommen werden. Bereits Ende August 1914, als die «russische Dampfwalze» die Verteidigungslinien der k.u.k. Armeen in den Ebenen Ostgaliziens überrollt hatte, war ein Kranz von Befestigungsbauten um den Brückenkopf Wien entstanden, der bis zu 28 000 Schanzarbeiter unter das Kriegsleistungsgesetz stellte. In den Donauauen am linken Ufer wurde gerodet, man errichtete Hindernisse und Unterstände, die bis zur Auflösung des Brückenkopfkommandos im Mai 1916 besetzt blieben. Danach wurde Wien zur offenen Stadt erklärt.

Durch die alliierte Blockade war Österreich-Ungarn zu einem fast hermetisch abgeschlossenen Wirtschaftsraum geworden, dessen agrarische Produktion zu gering war, um den Ausfall der Importe zu kompensieren. Diese ohnehin prekäre Situation gewann durch die ständige Abnahme inländischer Anbauflächen und Erträge, wie etwa in Ober- und Niederösterreich, an zusätzlicher Brisanz.<sup>34</sup> Bis 1914 hatte die Hauptstadt vornehmlich von ihrem Hinterland gelebt, den Sudetenländern, Galizien und Ungarn – Wien war mit ungarischem Vieh und Getreide, böhmischen und galizischen Kartoffeln sowie böhmisch-mährischem Zucker versorgt gewesen. Ab der zweiten Kriegshälfte gab es kaum noch Nahrungsmittel, die nicht der Bewirtschaftung durch das 1916 geschaffene «Amt für Volksernährung» unterlagen. Das Heer verschlang für Unterkunft und Verpflegung ungeheure Mengen an Getreide und Mehl, Heu und Stroh, Schweinen und Rindern. Schon im ersten Kriegswinter traten Mangelerscheinungen auf; sie wurden im Laufe der Kriegszeit bis November 1918 immer dramatischer, zuletzt katastrophal. Bereits im Herbst 1915 hatte die Gemeinde Wien in öffentlichen Aufrufen die Bevölkerung aufgefordert, als städtische «Kriegsgemüsegärtner» jedes verfügbare Stück Landes zu nutzen – zu diesem Zweck wurden bis zum Jahr 1919 etwa 2 810 000 Quadratmeter Grundfläche verpachtet. (Die Anzahl der Reaktionen von Seiten der Wiener Bevölkerung war bemerkenswert groß und eigenwillig: Eine Frau empfahl etwa, die Häuser Wiens bis zum vierten Stock mit Bohnenspalieren zu versehen, das Pflaster aufzureißen und Gehwege zu bepflanzen.)<sup>35</sup> Neben dieser Kriegsgemüseaktion förderte die Gemeinde auch vermehrt Schrebergärten auf privaten Gründen.



Lobau, Hilfswilliger  
(sog. HiWi) und *Ost-*  
*arbeiter* (Datierung  
unsicher, 1941)



Lobau, Rückansicht  
eines Schwimm-  
baggers im oberen  
Hafenende, Blick über  
die Donau nach Albern  
(Frühjahr 1941)



Lobau, Barackenlager  
(Mai 1941)



Auch in der Lobau wurde 1915 auf Betreiben des Wiener Bürgermeisters Richard Weiskirchner eine Grundfläche von 43 Hektar gerodet und nach den Weisungen des Magistrats vom städtischen Forstinspektorat bebaut.<sup>36</sup> Die Interessen der Jagdwirtschaft wurden hintangestellt. Die Heeresverwaltung erklärte sich bereit, 500 russische Kriegsgefangene als Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen, die Baracken (als «Russenslager» noch in der heutigen Lobau-Topografie präsent) musste das Oberstjägermeisteramt bereitstellen.<sup>37</sup>

Schon vor Ausbruch des Krieges hatte der Prager Pflanzenphysiologe Oswald Richter gemeinsam mit Friedrich Pick ein viel beachtetes Verfahren entdeckt, die Fasern der großen Brennnessel als Ersatz für Spinnfasern zu verwerten.<sup>38</sup> Aus dieser Nesselfaser sollten nun Kleidung und Zelte produziert werden. Das k.u.k. Kriegsministerium ersuchte um die Überlassung passender Grundstücke in der Lobau, deren lichte Waldbestände wuchernde Dickichte von meterlangen Brennnesseln als Unterwuchs aufwiesen, um dort für Kriegszwecke diese eigens anzubauen. Bis Kriegsende wurden neben 500 russischen Kriegsgefangenen und 200 Mann zu deren so genannten Bedeckung, das Militär der Befestigungsanlagen, auch etwa 300 Brennnessel-Arbeiter in der mobilisierten Lobau beschäftigt.<sup>39</sup>

Im Jahr 1917 fasste der Wiener Gemeinderat einen wichtigen Beschluss hinsichtlich der generellen Nutzungsverhältnisse in den Wiener Donauauen. Ausgangspunkt der Verhandlungen war eine Stiftung des Jahres 1745, in der Kaiserin Maria Theresia Schloss und Herrschaft Ebersdorf dem Wiener Allgemeinen Versorgungsfonds (damals Wiener Armenkasse) überlassen hatte, um in der Folge aus dem Schloss ein kameralistisches Zwangsarbeitshaus zu machen; die Jagdbarkeit war von dieser Schenkung allerdings ausgenommen. Durch eine im Dezember 1917 vom Gemeinderat beschlossene Vereinbarung zwischen Hofärar und Gemeinde Wien wurde die Lobau geteilt; der stromaufwärts gelegene Teil (Obere Lobau) wurde vom Jagdrecht befreit, die Gemeinde namens des Allgemeinen Versorgungsfonds erhielt das uneingeschränkte Eigentumsrecht an diesem Teil; dem servitutberechtigten Hofärar fiel hingegen im stromabwärts gelegenen Teil der (Unteren) Lobau zusätzlich zum Jagdrecht auch das Eigentumsrecht zu. Die Grenze bildete der so genannte Königsgraben. Der Gemeinderat beauftragte den Magistrat, die Vorarbeiten für eine weitere landwirtschaftliche Nutzung geeigneter Grundflächen in der Lobau in Angriff zu nehmen und Anträge für eine Umgestaltung der Lobau in einen Naturschutzpark als Erholungsraum für die Wiener Bevölkerung vorzulegen; ein Widerspruch oder Nutzungskonflikt wurde darin damals noch nicht gesehen.<sup>40</sup> Im Februar 1918 schuf die Gemeinde Wien ein «Städtisches Landwirtschaftsamt», das unter anderem für die landwirtschaftliche Nutzung der Lobau zuständig sein sollte. Das Vorhaben gestaltete sich anfangs als schwierig, da es zur Zeit der Übernahme durch das Landwirtschaftsamt fast gänzlich an Ackergeräten, Zugpferden und Zugochsen fehlte – zunächst waren auch keinerlei Arbeitskräfte vorhanden. Abermals kamen Kriegsgefangene zum Einsatz, die die Äcker der Lobau hauptsächlich mit Kartoffeln und Kraut bebauten<sup>41</sup>; in den Donauauen gab es auch von Kindern bewirtschaftete so genannte Schulkriegsgemüseärten.

Kohle und Petroleum wurden ebenfalls zu raren, kriegsbewirtschafteten Gütern, nicht zuletzt durch zusehends schwieri-

gere Transportverhältnisse und Desorganisationen in der Verteilung. Die Monarchie, 1909 durch die galizischen Ölfelder bei Boryslaw noch der drittgrößte Erdölproduzent der Welt, schlitterte in eine Brennstoffkrise. Im Juli 1917 wurde im Ackerbauministerium ein Permanenzkomitee zur Brennholzversorgung von Wien ins Leben gerufen. Das Komitee wollte vor allem die Donauauen sowie die im Waldviertel gelegenen Hochwaldungen für die Brennholzversorgung Wiens heranziehen – Erstere im Hinblick auf die Transportmöglichkeit auf der Donau. Das Holz wurde zunächst durch beigestellte «Arbeitsoldaten» geschlägert, ab 1918 von italienischen Kriegsgefangenen.<sup>42</sup> Im ersten Halbjahr 1919 wurden in der Lobau rund 6000 Raummeter für Brennzwecke geschlägert. Während der beiden letzten Kriegsjahre setzte in den Wäldern um Wien überdies illegale Rodungstätigkeit ein, um Brennholz zu gewinnen; die gerodeten Flächen wurden dabei auch für den Anbau von Gemüse und die Kleinviehhaltung genutzt. In den Auwäldern entstanden wilde Siedlungen, zum Teil einfachste Erdwohnungen im Donausilt, Hütten aus Brettern und Kisten. Weitgehend losgelöst von den zu dieser Zeit florierenden innenkolonialisatorischen Ideen aller politischen Couleure entstand Wiens Siedlerbewegung in einer Zeit der Not und wachsenden Machtvakuum, in der von 186 000 Wiener Schulkindern nur 6732 nicht unterernährt waren.<sup>43</sup>

Der Rückgriff auf agrarische Subsistenzwirtschaft blieb auch nach der Aufhebung der alliierten Blockade im März 1919 oft die einzige Möglichkeit der Versorgung. Wien war eine arme Stadt geworden, in der etwa die Diskussion über den Verkauf wertvoller Gobelins aus dem Schloss Schönbrunn zur Finanzierung von Getreide-Importen zu einer heftigen gesellschaftspolitischen Kontroverse führte.<sup>44</sup> Die in Berlin erscheinende illustrierte Wochenschrift des deutschen Vorwärts, *Volk und Zeit*, bemerkte: «Das Wiener Elend der Gegenwart ist in Mitteleuropa ohnegleichen seit den Zeiten des 30jährigen Krieges und in unserer Zeit hat man ähnliche Zustände nur aus Schilderungen russischer oder indischer Hungergebiete gehört. Dunkel ist die Zukunft der Zweimillionenstadt [...] an Wärmehunger nahezu verkarstet.»<sup>45</sup>

Bevor die wilden so genannten «Primitiv-Siedlungen» der Lobau über die Gemeinde Wien beziehungsweise die Gesiba (Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt) mit Hermann Neubacher als erfolgreichem Generaldirektor in die sozialdemokratische Rationalität und Legalität hineinverwaltet wurden, verunglimpfte der spätere Nationalsozialist Karl Hans Strobl in seinem fantastischen Roman *Gespenster im Sumpf* (1920) die in Erdhöhlen hausenden Siedler als vertierte «Erdfresser»; in deren Mythologie «himmlische Betriebsräte» eine wichtige Rolle spielen sollten. Das «rote» Wien, Strobls Sumpf, tat sich ungleich schwerer, die auf sozialem Elend basierende Utopie der Siedlerbewegung der Nachkriegsjahre als Teil eines großen sozialistischen Ganzen anzuerkennen.

Als Heinrich Streckers höchst populäres Wienerlied «Drunt' in der Lobau» im Jahre 1928 erschien, entfielen in dieser insgesamt etwa 1320 Hektar auf Waldgrund, 226 Hektar auf Wasserflächen oder Wege, 730 Hektar bereits auf Wiesen und Äcker.<sup>46</sup> Im selben Jahr überließ die Gemeinde 61 arbeitslosen Industriearbeiterfamilien gegen Pachtzins eine Fläche von 104 Hektar – größtenteils Auwald unterhalb der Stadlauer Eisenbahnbrücke.<sup>47</sup> Schierlinggrund, Großer Biberhaufen und Steinspornhaufen wurden kolonisiert und werden heute nicht mehr zur eigentlichen Lobau



Albern, Blick auf die Baustelle der nicht fertig gestellten Hafenerweiterung im Augebiet am rechten Donauufer (Sommer 1941)



Albern, Blick auf Getreidespeicher und Kaimauer (*Spundwand*) am Südufer des Hafenbeckens (Sommer 1941)





gezählt. Die früher hofärrarische Untere Lobau war nach dem Habsburgergesetz 1919 auf den Kriegsgeschädigtenfonds übergegangen, die wenigen dort vorhandenen Äcker waren teils als Deputate an eigene Angestellte vergeben, oder dienten zum Anbau von Wildfuttermitteln. In der Oberen Lobau dominierte nun die landwirtschaftliche Nutzung – 410 Hektar wurden von der Forst- und Landwirtschaftlichen Betriebsgesellschaft seit ihrer Gründung 1919 intensiv bewirtschaftet und lieferten unter anderem den hochgeschätzten kanadischen Manitoba-Weizen.<sup>48</sup>

Ende der 1920er mehrten sich die Stimmen für einen Rückbau auf den früheren arkadischen Zustand. Der in der Siedler- und Kleingartenbewegung aktive Floridsdorfer Bezirksrat Karl Kirschner setzte sich – wie vor ihm der Natur- und Heimatschützer Günther Schlesinger in seinem Gutachten über die Lobau und ihre Verwendung als Naturpark im Jahr 1919 – für eine Rückumwandlung der Äcker in Weideflächen «zur Wiederherstellung der landschaftlichen Wirkung» ein.<sup>49</sup> In dem um Identität und Existenz ringenden Kleinstaat war auch das dominierende Naturbild sentimental. Das 1934 vom (nunmehr illegalen) NSDAP-Mitglied Heinrich Strecker geschriebene Donaulied<sup>50</sup>, betraf nicht nur einen anderen mythenschweren Flussabschnitt – «Wach auf, deutsche Wachau!» – der lange und kontrovers diskutierte Anschlusswille stand knapp vor seiner Erfüllung.<sup>51</sup> «Es ist ein Verhängnis für diese Stadt, daß sie sich aus einer *Landschaft der Pflicht* in eine Landschaft der Freude zurückziehen kann»<sup>52</sup>, schrieb Bruno Brehm 1939, und meinte mit Ersterer das schlachterprobte Marchfeld. Die Inpflichtnahme der Wiener Donauauen während der Jahre des Nationalsozialismus führt die bereits vorhandenen universalen Tendenzen ins Extrem, gleichsam in einen Endzustand, wie er für den gewaltigen Raubbau an Mensch und Natur für die Zwecke des nationalsozialistischen Krieges und dessen Forderung nach Lebensraum symptomatisch war.

## Hafen Wien

*A whole sweet countryside amuck with murder  
Each moment puffed into a year with death*<sup>53</sup>

Angeheizt durch die territorialen Verluste nach der Kriegsniederlage 1918, gewannen im deutschsprachigen Raum die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Einwohnerzahl zu Größe und Naturausstattung sowie zur internationalen Bedeutung eines Staates nicht nur aus national- sondern vor allem wirtschaftspolitischen Gründen explosive Aktualität. Geopolitische Schriftenreihen popularisierten über die Fachdisziplin hinaus die Überzeugung, dass alle politischen Prozesse letztlich raumgebunden wären. Die Erfahrung einer staatsgelenkten Festungswirtschaft mit dem Zwang der totalen Mobilmachung aller natürlichen Ressourcen verfestigte die Überzeugung, dass Kriege militärisch nur gewonnen werden können, «wenn die Heimat ihre Schuldigkeit tut»<sup>54</sup>. In einer derart durchfunktionalisierten Kriegslandschaft werden alle symbolischen wie physischen Grenzen von Front und Hinterland aufgehoben.

Während des Ersten Weltkriegs mussten kriegswirtschaftliche Maßnahmen immer wieder improvisiert werden. Der NS-Herrschaftsapparat hatte seine Kriegswirtschaft im Wesentlichen in Gestalt zweier Vierjahrespläne sorgfältig auf den geplanten Krieg

hin ausgerichtet. Wirtschaftliche Autarkie bei Rohstoffen und durch landwirtschaftlich genutzte Böden sowie Infrastruktur (Straßen, Flüsse, Zugang zu den Weltmeeren) war die Voraussetzung für einen zukünftigen längeren Krieg – so die Lehre aus 1918. Die Sicherung der «Nahrungsfreiheit» war der Beitrag von Landwirtschaft und Wissenschaft. Diesmal sollte kein *Volks-genosse* hungern oder frieren; einkalkuliert war dabei der Hunger in den besetzten Gebieten, deren Rohstoffe, Fruchtbarkeit und menschliche Arbeitskraft «vollkommen und gewissenhaft zum Segen Deutschlands und seiner Verbündeten genutzt» werden sollten.<sup>55</sup> In der 1934 ausgerufenen «Erzeugungsschlacht» (Herbert Backe) erzwang der deutsche Reichsnährstand eine Erhöhung des Selbstversorgungsanteils von 68 Prozent (1928) auf 83 Prozent (1938). Zu diesem Zeitpunkt wurden bereits rund ein Drittel der aus Südosteuropa importierten Massengüter (Getreide, Erdöl) und über ein Viertel der dorthin exportierten Waren auf der Donau befördert, die wie eine Saugpumpe für die natürlichen Ressourcen der zum Hinterland Großdeutschlands transformierten Gebiete funktionierte.<sup>56</sup> Dies war ganz im Sinne des NS-Geopolitikers und Salzburger Bücherverbrenners Karl Springenschmid, der im Jahr 1938 Flüsse «als Leitlinien staatlichen Wachstums und politischer Kraftentfaltung» beschrieb.<sup>57</sup> Das Prinzip der Innenkolonisation wurde auf den großdeutschen Ergänzungsraum Südosteuropa ausgedehnt.

Um etwaigen innerdeutschen Stadt-Land-Versorgungskonflikten diesmal vorzubeugen, erklärte der *Völkische Beobachter* apodiktisch: «Es bedarf heute keines Bindegliedes mehr zwischen Stadt und Land [...], denn ein Glaube eint sie, der Glaube an den Nationalsozialismus, ein Wille beherrscht sie, der Wille sich gegenseitig zu helfen!»<sup>58</sup> Trotz propagandistischer Betonung von Wille und Gemeinschaft spielte die Technik die zentrale Rolle bei der Umwandlung der Werkstättenlandschaft des bürgerlichen Zeitalters zum technokratischen Arbeitsstaat. Da die Technik des Blitzkriegs sich nicht mehr auf mit Sperrfeuer arbeitende Artillerie konzentrierte, sondern «Luft und Erde zu einem vertikalen Schlachtfeld verkehrte»<sup>59</sup> und die Front mit Panzern, Bombern und Fallschirmspringern vom ersten Tag an tief ins Hinterland vordringen konnte, waren allerdings auch die Anforderungen an die Treibstoffversorgung sehr viel höher. Erdöl wurde zu einem der wesentlichsten Mittel der Kriegsführung und zu einem Kriegsziel zugleich. Der «Anschluss» an Österreichs Ölressourcen im Jahr 1938 war ein wichtiger Zugewinn für die deutsche Mineralölversorgung und schuf eine der Voraussetzungen für den weiträumigen Krieg gegen die Sowjetunion. Wenige Jahre davor war man mit der Sonde II bei Zistersdorf im östlichen Niederösterreich auf reiche Ölvorkommen gestoßen – deutsche Ölkonzerne sicherten sich nun die Konzessionen und Förderstätten sowie die Kontrolle der existierenden Raffinerien des Landes. Das Reichsbohrprogramm wurde auf Österreich ausgedehnt, das Bitumengesetz von 1938 machte den Staat langfristig zum Eigentümer aller vorhandenen Bodenschätze.

Die Raffinerien der Zwischenkriegszeit – Korneuburg, Kagran und Schwechat – waren auf rumänisches Öl ausgerichtet gewesen, verarbeitet wurde ein Gemisch aus bereits in Rumänien vorraffinierten Produkten. Die rumänischen Erdölfelder von Ploesti stellten auch die materielle Achillesferse der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft dar. Die Donau als Transportweg spielte

Albern, im Vordergrund der Großspeicher der Rhenus Transportgesellschaft m.b.H Mannheim am Südufer des Hafenbeckens (Sommer 1941)



Lobau, Bau eines Luftschutzbunkers des Typs Salzgitter in der Lobgrundstraße (Sommer 1941)





dabei eine ausschlaggebende Rolle – vom September 1939 stieg die Zahl der Donautanker von 138 Schiffen auf mehr als 500 im Dezember 1941.<sup>60</sup>

In der Phase des «sonderbaren Kriegs» (une drôle de guerre; phoney war) des Jahres 1939, den Monaten des «Atemholens» bis zum Beginn des deutschen Westfeldzugs im Mai 1940, begann in Wien der Bau mehrerer infrastruktureller Donauprojekte für die Umwandlung der nunmehrigen Provinzstadt in ein «Hamburg des Südostens». Für eine derartige territoriale Aufgabe wurden die Donau als durchgängige und kontrollierte Wasserstraße sowie zusätzliche umfangreiche Hafen- und Lagerhausanlagen als notwendig erachtet.<sup>61</sup> Die eigentlichen Hafenbauten in den dafür bestimmten Wiener Donauauen wurden dabei meist Firmen aus dem so genannten Altreich übertragen. Für die umfangreichen Baggerarbeiten mit schwerem Gerät waren zwei Münchner Baufirmen verantwortlich.<sup>62</sup> Für diese Firmen, Hoch- und Tiefbau München-Wien und Philipp Holzmann A.G. sowie die 1934 mit Beteiligung der I.G. Farben gegründete Wirtschaftliche Forschungsgesellschaft mbH (WIFO), arbeiteten ab 1940 bis zu 500 Häftlinge eines in der Lobau errichteten Zwangsarbeiterlagers.<sup>63</sup>

Ausgerechnet im traditionellen Wiener Erholungs- und Konspirationsraum linker wie rechter Gruppierungen (Kontrollen durch berittene Polizeieinheiten waren bereits vor der Periode des Austrofaschismus nicht selten) sollte eine Großraffinerie für das nunmehr vermehrt geförderte österreichische Erdöl gebaut werden. Die Förderung stieg von etwa 60 000 Tonnen (1938) auf 1,2 Millionen Tonnen (1944).<sup>64</sup> Der Lobauer Hafen, vorrangig als Erdölumschlagplatz geplant, wurde über Rohrleitungen mit dem Ölfeld in Zistersdorf verbunden, das von den Ostmärkischen Mineralölwerken weiterverarbeitet werden sollte. Da die 45 Meter breite Einfahrt gleichzeitig als Mündung des nicht fertig gebauten Donau-Oder-Kanals gedacht war, zweigt das Hafenbecken auch heute erst nach 1,3 Kilometern von dieser ab. Ein 1,2 Kilometer langes und 90 Meter breites Hafenbecken mit 11 Hektar Wasserfläche erhielt geböschte und von Zwangsarbeitern händisch gepflasterte Ufer. Auf dem das Hafenbecken umschließenden Gelände wurde Wiens größtes Tanklager mit insgesamt 120 000 Tonnen Fassungsraum errichtet.<sup>65</sup> Der britische Geheimdienst ging 1943 noch von einer Jahreskapazität von 200 000 Tonnen und 18 Tanks im Besitz der Elwerath-Wintershall-I.G.Farben Industrie aus.<sup>66</sup>

Eine eigene, 1941 eröffnete Hafenbahn zum Bahnhof Stadlau und eine Hafenstraße verlaufen auf dem Hubertusdamm, dem linksufrigen Überschwemmungsdamm der Donau. Verladepon-tons und Pumpanlagen sorgten für den Umschlag der Erdölprodukte von den Tankschiffen in die am Ufer in künstlichen Erdhügeln eingebauten Tanklager, die der Berliner Wirtschaftlichen Forschungsgesellschaft mbH («WIFO-Anlage») gehörten. Zu deren Hauptaufgaben zählten Beschaffung, Bevorratung und der Transport strategischer Rohstoffreserven sowie die Errichtung von Stahlbeton-Großtanks für die Wehrmacht, von denen bis zum Kriegsende über 20 im Reichsgebiet eingerichtet worden waren – darunter die Anlage in der Lobau. Der Bau wurde 1939 begonnen, immer wieder von Hochwässern unterbrochen, allein fünfmal im Jahr 1941. Im August desselben Jahres erfolgte der Durchstich des Hubertusdammes, die Donau strömte in das neue Hafenbecken. Im Sommer 1941, während bereits erstes Rohöl

destilliert wurde, baute man oberirdische Luftschutzanlagen («Lobgrundbauwerk»), 1942 bis 1943 auch so genannte Splittergräben, also nicht eingedeckte Gräben für den Luftschutz.

Der erste Schleppzug mit rumänischem Mineralöl fuhr am 10. November 1942 in den Hafen Lobau ein und wurde von der WIFO-Anlage gelöscht.<sup>67</sup>

Rumänien hatte nach der Niederlage Frankreichs im Jahre 1940 den so genannten Öl-Waffen-Pakt unterzeichnet. Der frühere Gesiba-Generaldirektor und Wiener Bürgermeister (1938–1940) Hermann Neubacher war als «Sonderbeauftragter für Wirtschaftsfragen bei der Deutschen Gesandtschaft in Bukarest» für diesen Vertrag verantwortlich gewesen und galt seitdem als Erdölfachmann des Regimes.

Der Donau-Oder-Kanal, ein Projekt früherer Jahrhunderte, wurde mit einer Gesamtlänge von 325 Kilometern neu geplant und sollte vom 1939 durch Rudolf Heß eingeweihten Adolf-Hitler-Kanal (heute Kanał Gliwicki/Gleiwitzer Kanal) abzweigen und sich bei Angern an der March in zwei Äste teilen, deren einer quer durch das Marchfeld zur Donau unterhalb Wiens geplant war, während der andere Ast von der bei Theben in die Donau mündenden und in der Folge zu kanalisierenden March gebildet werden sollte. Wien und die verkehrstechnisch erschlossene Lobau würden damit an das großdeutsche Wasserstraßennetz angeschlossen. Nach dem Spatenstich im Jahr 1939 rechnete man mit einer Bauzeit von sechs Jahren. Von dem in der damaligen Ostmark geplanten etwa 40 Kilometer langen Kanalstück wurden bis zum Jahr 1943 nur wenige Kilometer in vier getrennten Baulosen in der Lobau und bei Groß-Enzersdorf südöstlich von Wien realisiert.

Auch in der Unteren Lobau gab es Veränderungen. Nachdem der Ständestaat den Kriegsgeschädigtenfonds im Jahr 1937 aufgelöst hatte, kam das Gut Lobau mit Vertrag vom 19. Jänner 1938 in den Besitz der Gemeinde Wien. Mit der Ernennung zum «Reichsjagdgebiet Lobau» durch Reichsmarschall Göring ging die Untere Lobau durch einen Vertrag zwischen der Stadt Wien und dem Deutschen Reich 1938 in den Besitz des Deutschen Reiches über und wurde von den Reichsforsten verwaltet. Göring und Gaujägermeister Neubacher jagten dort in prächtigen Jagdkostümen, erinnerte sich Edmund Glaise von Horsteneu, der frühere Vizekanzler im Kabinett Seyß-Inquart und Vertreter der Wehrmacht beim kroatischen Ustaša-Regime.<sup>68</sup>

«Nahrung ist Waffe!» galt als die Parole der *Deutschen Agrarpolitik* im Jahr 1943.<sup>69</sup> Die Förderung der Vorratshaltung war bereits während des Reichsbauerntages 1936 in Goslar als eine besondere Aufgabe des Vierjahresplans proklamiert worden.<sup>70</sup> Da nicht genügend reichseigener Lagerraum für die geplante Reichsgetreidereserve zur Verfügung stand, erklärte man die Vorratshaltung zu einer Aufgabe, die das gesamte deutsche Volk, insbesondere auch die private Wirtschaft, angehen sollte. Bereits ab 1935 wurde der Bau von Getreidelagerräumen mit Zuschüssen (etwa 35 Prozent der Baukosten) und steuerlichen Anreizen gefördert. Hermann Göring, der «Beauftragte für den Vierjahresplan», betrachtete die Bauten «als zur militärischen Rüstung gehörig»<sup>71</sup>. Nach einer Rekordernte im Sommer 1938 beschlagnahmte die Reichsgetreidestelle 1,8 Millionen Tonnen «Notlager-raum» und Herbert Backe, von Göring zum «Sonderbeauftragten für den Bau von Getreidelagerräumen» ernannt, entwickelte ein «Programm für den beschleunigten Bau von Getreidelager-

Lobau, Eimerketten-Schwimmbagger *Krivan* beim Durchstich des Marchfeldschuttdamms (= Hubertusdamm) zur Flutung des Hafenkanales (September 1941)



Lobau, Zwangsarbeiter befestigen die Uferböschung mit Schüttsteinen; Blick vom unteren Hafende Richtung Donau (Sommer 1942)



Lobau, Bau eines Beobachtungsturms am Rückstaudamm für den Luftschutz des Hafens (Dezember 1942)





räumen». Die neuen reichseigenen Lagerräume sollten ursprünglich von privater Hand errichtet werden, um das Bauprogramm nach reichseinheitlichen Richtlinien und ohne langwierige Genehmigungsverfahren durchführen zu können; vorgeschrieben wurden aber bestimmte Typen von Reichssilobauten. Auch Standort und Ausmaß des Lagerraums wurden von zentralen Dienststellen bestimmt. Die aus Beton gegossene Gebäudehülle sollte in den allermeisten Fällen, den ästhetischen Forderungen des Heimatschutzes entsprechend, idealerweise «ortsüblich» gestaltet, das heißt mit Satteldach oder Backsteinfassade versehen sein.<sup>72</sup> Oberste Bauleitung war die Reichsstelle für Wirtschaftsausbau in Berlin, Ausführung und Kontrolle der großen reichseigenen Speicherbauten lag in den Händen des Generalbauinspektors Fritz Todt. Auch in Wien entstanden Reichsspeicher zur Aufnahme von Weizen und Mais aus den Getreidegebieten der Donauniederung – Dobruška, Slawonien, Banat – und der Ukraine. Albern, zuvor ein kleines Fischerdorf, wurde im Oktober 1938 im Zuge der Errichtung von Groß-Wien eingemeindet, während der folgenden Jahre gehörte es zum 23. Bezirk Schwechat. In den Alberner Donauauen unterhalb der Einmündung des Donaukanals bei Stromkilometer 1918,3 sollte «Europas größter Binnenhafen» entstehen.<sup>73</sup> Die Stadtverwaltung musste die Grundstücke zur Verfügung stellen und war lediglich für die Aufschließungsarbeiten zuständig, der eigentliche Hafenausbau lag im Ressort des Reichsverkehrsministeriums. In einer ersten Bauphase wurde 1939 das erste von ursprünglich drei geplanten Hafenbecken in einer Bodensenke der alten Mündung der Schwechat ausgebaggert. Man versprach sich dadurch weniger Bodenbewegung und geringeren Zeitaufwand.

Das Alberner Hafengebiet erstreckte sich auf 60 Hektar. Das etwa ein Kilometer lange und 90 Meter breite Hafenbecken erhielt eine westöstliche Richtung, Stahlspundwände bilden bis heute den Uferschutz. Auf beiden Kaiseiten des als Getreideumschlagplatz gebauten Hafens entstanden nach und nach fünf Reichsspeicher mit zugehörigen Elevatoren und einem Gesamtfassungsraum von 85 000 Tonnen. Auch die Ausschreibungen für den Bau von Speicherbauten entlang der Donau gingen größtenteils an reichsdeutsche Firmen, unter anderen an die Münchner Suka-Silo-Bau Heinrich Kling, die in Albern einen 20 000-Tonnen-Speicher für den Berliner Getreidegroßhändler Emil Kampffmeyer errichtete.

Bevor der Umschlag im Oktober 1941 beginnen und der erste Schlepp mit rumänischem Getreide im 5000-Tonnen-Speicher der Firma Friesacher gelöscht werden konnte<sup>74</sup>, besuchten Reichswirtschaftsminister Walther Funk und Postminister Wilhelm Ohnesorge im Sommer 1941 den neuen Hafen Albern, in deren Entourage Wiens Bürgermeister Philipp Wilhelm Jung sowie der mächtige Gauwirtschaftsberater und NS-Multifunktionär Walter Rafelsberger. Als «Führer des Gesamthafenbetriebes im Bereich des Reichsgaues Wien» wurde im Jahr 1943 auf Vorschlag Rafelsbergers der Leiter der Hafenverwaltung Otto Broschek eingesetzt.<sup>75</sup> Die Hafenverwaltung und die so genannte Lager- und Kühlhaus-AG der Stadt Wien wurden aufgelassen, alle städtischen Hafenanlagen der neuen «Wiener Hafen und Lagerhaus-AG.» in Pacht gegeben. Deren Vorstand teilten sich Otto Broschek und der bisherige Leiter der Lager- und Kühlhaus-AG Gerhard Eder.<sup>76</sup>

«Wir nähren uns von kargen Krusen», schrieb Karl Renner im Dezember 1941 aus Gloggnitz an Hans Loewenfeld-Ruß, Staats-

sekretär für Volksernährung der Jahre 1918–1920. Auch die Kartoffel- und Gemüseäcker der so genannten Grabe- und Brachlandaktion in ehemaligen Auwaldbereichen zeugen von wachsenden Versorgungsproblemen der Stadt.

Als erratische Blöcke haben die Alberner Speicher mehr oder weniger unbeschädigt den Krieg überdauert. Kurz nach der Konzerthaus-Uraufführung des 1942 von Cesar Bresgen auf einen Text des NS-Lieddichters Hans Baumann komponierten Oratoriums «Der Strom» im Juni 1944 wird der Hafen Lobau das Ziel mehrerer Großangriffe alliierter Bomber und dabei schwer beschädigt. Bis Kriegsende existierten noch zwei aktive Flak-Stellungen im Großraum Lobau, darunter eine Dreifachbatterie Aspernjägerhaus.<sup>77</sup> In den Waldgebieten der Lobau wurden zirka 12 000 Bombenrichter gezählt. Das damals ausgetretene Erdöl stellt noch heute einen Umweltschaden dar, die Sanierung der so genannten Altlast W 12 ist noch nicht abgeschlossen. Auf dem ehemaligen Areal der Ostmärkischen Mineralölwerke haben sich bis heute zwei Luftschutzbunker vom Typ Salzgitter erhalten.<sup>78</sup>

Die wirtschaftlichen Erfolge des NS-Systems basierten auf Enteignung, Arisierung sowie der physischen Ausschöpfung von Arbeitskraft und Natur. Lediglich innerhalb bestimmter Grenzen (und immer nur vorläufig) ist es möglich, Gewalt über Natur zu erlangen. Ob der Krieg, wie Edmund Blunden am Ende des oben zitierten Gedichts sagt, die Natur gleichsam korrumpiert hat, bleibt am Beispiel der Wiener Donauauen offen. Zumindest die *Arbeiter-Zeitung* war sich 1957 sicher, dass der Lobauer Hafen «wie zufällig in die herrliche grüne Aulandschaft gestellt» aussehe. Trotz des Öls, das auf dem Wasser schwimme, und der grauen, rauchenden Schleppkähne, würden große Sumpfvögel über die Bäume der Au streichen und abends die Frösche singen. Es sei, als habe die Natur die kriegsbedingte Industrialisierung noch nicht zur Kenntnis genommen.<sup>79</sup>

- 1 Wolfgang Menzel, Geschichte Europa's vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener Congreß (1789–1815), in 2 Bänden, Bd. 2, Stuttgart 1853, S. 186.
- 2 Oesterreichische National-Encyclopädie, oder alphabetische Darlegung der wissenschaftlichsten Eigenthümlichkeiten des österreichischen Kaiserthumes [...], in 6 Bänden, Bd. 1, A bis D, Wien 1835, S. 739.
- 3 *Der Rheinische Bund. Eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts*, hrsg. in Gesellschaft sachkundiger Männer von P.A. Winkopp Hofkammerrath, Bd. 13, Heft 37–39, Frankfurt/M. 1809, S. 311.
- 4 Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe in 4 Bänden, hrsg. von Ilse-Marie Barth u. a., Bd. 4: Briefe von und an Heinrich von Kleist 1793–1811, hrsg. von Klaus Müller-Salget und Stefan Ormanns, Frankfurt/M. 1997 (=Bibliothek deutscher Klassiker 122), S. 434.
- 5 Ludwig Tieck, Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften, Erster Teil, Berlin 1859, S. XCVIII.
- 6 Friedrich Christoph Dahlmann, «Fragment einer Autobiographie». In: Anton Springer, Friedrich Christoph Dahlmann, Bd. 1. Leipzig 1870, S. 457f.
- 7 Flussbreite von 70 Klafter nach: Besondere Beylage zur *Wiener-Zeitung* Nro. 42, Wien den 29. May 1809, Zehntes Bulletin der kaiserl. Französischen Armee.
- 8 Besondere Beylage zur *Wiener-Zeitung* Nro. 46, Wien den 2. Juny 1809: «Die Donau hat an mehreren Stellen 24 und 26 Fuß Tiefe [...].»
- 9 Marcus Landau, Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert, Berlin 1899, S. 56.
- 10 Nach Caroline Pichler eine Bezeichnung in zeitgenössischen französischen Zeitungen, in: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, 2 Bände, Wien 1844, 2. Band, S. 156.

- 11 Friedrich von Hellwald, Der Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland, Bd. 2, Wien 1864, S. 57.
- 12 Luise Mühlbach, Geschichtsbilder, Erster Band, Jena 1868, S. 15.
- 13 Armand Alexandre Hippolyte marquis de Bonneval, Mémoires anecdotiques du général marquis de Bonneval (1786–1873), Paris 1900, S. 30: «Cette île, si ravissante au moment de notre premier passage, n'était plus qu'une plaine de sable! Tous les arbres étaient coupés ou arrachés, et les troupeaux de cerfs et de chevreuils, affolés, s'étaient jetés dans la plaine en passant le Danube à la nage.»
- 14 Eduard Duller, Erzherzog Carl von Oesterreich, Wien 1847, S. 673.
- 15 An den Erzherzog Carl. Nach der Schlacht bei Aspern. Den 21. und 22. Mai 1809.
- 16 Edmund Russell, War and Nature. Fighting Humans and Insects with Chemicals from World War I to Silent Spring, Cambridge u.a. 2001.
- 17 Iwan S. Turgenjew, Väter und Söhne, München 1983, S. 44.
- 18 Oskar Negt und Alexander Kluge gehören nach dem Zweiten Weltkrieg zu den wenigen, die Krieg als Arbeit beschreiben und diese in erster Linie als «Arbeit am Motiv des Gegners» verstanden sehen wollen. (Geschichte und Eigensinn, Frankfurt/M. 1981, Kap. 10).
- 19 Walter Benjamin, «Kriegerdenkmal» (1931), in: Gesammelte Schriften in 7 Bänden, Frankfurt/M. 1972, IV.1, S. 121.
- 20 Friedrich Georg Jünger, Die Perfektion der Technik, Frankfurt/M. 1993 (geschrieben 1939).
- 21 Ernst Jünger, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Hamburg 1932, S. 150.
- 22 Walter Benjamin, Das Passagen-Werk, Frankfurt/M. 1983, Bd. 2, S. 1010.
- 23 Kurt Lewin, «Kriegslandschaft», in: *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* 12, 1917, S. 440–447.
- 24 Joseph Roth, «Reise durch Galizien», in: Joseph Roth, Werke 2. Das journalistische Werk 1924–1928, hrsg. von Klaus Westermann, Köln 1990, S. 280.
- 25 Zit. nach François Robinchon, «Ästhetik der Sublimierung. Die französische Kriegsmalerei», in: Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges. Ausstellungskatalog, Berlin 1994, S. 290.
- 26 Josef Wessely, Die Alpenländer und ihre Forste, Erster Teil: Die Natur, das Volk, seine Wirtschaft und die Forste der Oesterreichischen Alpenländer, Wien 1853, S. 558.
- 27 Friedrich Emanuel von Hurter, Ausflug nach Wien und Presburg [sic!] im Sommer 1839, Schaffhausen 1840, Zwei Theile, Erster Theil, S. 254.
- 28 *Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen* Band 20, 1902, S. 386. *Allgemeine Forst- und Jagdzeitung* Nr. 71, 13. Juni 1838, S. 286.
- 29 «Die Jagden seiner k. und k. Hoheit des Kronprinzen Rudolf», in: *Centralblatt für das gesamte Forstwesen*, 11. Jahrgang, März 1885, S. 146–147.
- 30 Heinrich Willhelm Döbel, Neueröffnete Jäger-Practica, vier Theile, Leipzig 1754, 2. Theil, Von den noethigen Jagd-requisitis, S. 7.
- 31 Hans Wodera, «Die Donauauen bei Wien. Studie anlässlich der Forstbetriebseinrichtung 1924», in: *Centralblatt für das gesamte Forstwesen*, Jg. 55, Wien 1929, Heft 3, S. 86–96, Heft 4, S. 121–131, hier S. 88, S. 131. Anm.: Die damaligen Bartgrasgesellschaften sind heute zum Großteil von Trespenwiesen abgelöst.
- 32 von Hurter, Ausflug, S. 254.
- 33 Hermann Margl, Die Pflanzenwelt des Auwaldbereichs, in: Naturgeschichte Wiens in vier Bänden, Wien/München 1972, Band II, S. 675–702, S. 706.
- 34 Paul A. Söhner, Die Anbauflächen und Erntestatistik in Österreich in den Jahren 1916 und 1917, Wien/Leipzig 1917, S. 60.
- 35 Die Gemeindeverwaltung der Stadt Wien 1. Jänner 1914 bis 30. Juni 1919, Wien 1923, S. 430.
- 36 Ebenda
- 37 Hermann Prossinagg, Kaiserliche Jagdreviere in den Donau-Auen, Wien 2007, S. 82.
- 38 Verfahren zur Isolierung und Spinnbarmachung der in der Rinde der Nesselpflanze enthaltenen Faser, Dr. Oswald Richter und Friedrich Pick, patentiert in Wien am 7.2.1914 unter R. 39855.
- 39 Prossinagg, Jagdreviere, S. 83. Oswald Richter selbst bekleidete im Ersten Weltkrieg den Rang eines Hauptmanns und war mit dem Nesselbau für das k. u. k. Armeeeoberkommando in Polen und Serbien beschäftigt.
- 40 Gemeindeverwaltung der Stadt Wien 1. Jänner 1914 bis 30. Juni 1919, S. 434.
- 41 Ebenda, S. 435.
- 42 Ebenda, S. 419.
- 43 Otto Bauer, Die österreichische Revolution, Wien 1923, S. 121.
- 44 In einem ausführlichen Aufsatz zu dieser Kontroverse, Brot und Lüge (1919), bekannte sich Karl Kraus entschieden zu dem Vorhaben der Ersten Regierung «Deutschösterreichs», ein diesbezügliches Angebot einer amerikanischen Gesellschaft anzunehmen.
- 45 Zitiert in: Paul Umbreit, Wiener Elendsbilder, Berlin 1920, S. 24.
- 46 «Unsere Vereinsexkursion in die Donauauen», in: *Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen*, Wien 1923, Neue Folge XLI. Band, S. 34.
- 47 Der Aufbau des österreichischen Siedlungswerkes. Bericht des ÖKW-Arbeitsausschusses Innenkolonisation, Wien 1933, S. 176.
- 48 Ferdinand Strauß, Die Lobau, Wien 1935, S. 11. Im Vergleich: heute sind es etwa 120 Hektar.
- 49 Prossinagg, Jagdreviere, S. 86.
- 50 Elisabeth Th. Fritz, Helmut Kretschmer (Hg.), Wien. Musikgeschichte. Volksmusik und Wienerlied, Wien 2006 (=Geschichte der Stadt Wien 6)
- 51 «Wach auf, deutsche Wachau! Was rauscht so bang der Donaustrom durchs weite deutsche Land? Von Burg zu Burg die Frage geht: Wann denn die Ostmark aufersteht? Ob auch der Bruder endlich heimwärts fand, heim in das große Vaterland! [... ]»
- 52 Bruno Brehm, Tag der Erfüllung, Wien 1939, S. 13.
- 53 Edmund Blunden, Third Ypres, Undertones of War, London 1928, S. 291.
- 54 George Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft, Oldenburg 1925, S. 101
- 55 Schreiben des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz Fritz Sauckel an Alfred Rosenberg, Leiter des RM für die besetzten Ostgebiete, 20.4.1942, Dok.PS–16 (US-168), Der Nürnberger Prozeß, Bd. 3, S. 454; zitiert in: Cornelia Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 2000, S. 46.
- 56 Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich 1938, S. 221.
- 57 Karl Springenschmid, Deutschland, geopolitisch gesehen, Leipzig 1938, S. 6.
- 58 Richard W. Darré, «Unsere «Grüne Woche», *Völkischer Beobachter*, Sonderbeilage «Blut und Boden» 28.1.1934.
- 59 Franz Theodor Csokor, Als Zivilist im polnischen Krieg, Amsterdam 1940, S. 107.
- 60 Rainer Karlsch/Raymond G. Stokes, Faktor Öl. Die Mineralwirtschaft in Deutschland 1859–1974, München 2003, S. 207.
- 61 Der Wiener Hafen hatte bis dahin nur aus der rund 13 Kilometer langen Umschlagslande am rechten Donauufer und den Schutzhäfen in der Kuchelau und Freudenuau bestanden. Im Mai 1945 waren diese Anlagen weitgehend zerstört.
- 62 Alois Ammer, «Neue Hafenanlagen an der Donau in der Ostmark», in: *Der Deutsche Baumeister* 1939, Heft 3, S. 18–21.
- 63 Manfred Pohl, Philipp Holzmann. Geschichte eines Bauunternehmens 1849–1999, München 1999, S. 265.
- 64 Dietrich Eichholtz, Krieg um Öl. Ein Erdölimperium als deutsches Kriegsziel (1938–1943), Leipzig 2006, S. 16.
- 65 Rudolf Tillmann, «Der Wiener Hafen – Rückblick und Ausblick», in: *ZS des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines*, Jg. 93, 1948, Heft 1/2, S. 1–20, S. 4.
- 66 Austria Basic Handbook. Economic Survey of Austria Section C Fuel, Power and Public Services, Foreign Office and Ministry of Economic Warfare, Economic Advisory Branch, London 1944. Appendix II und III, Section C, Statistical Summary of Austrian Refineries (For the year 1943).
- 67 Die Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien vom 1. April 1940 bis 31. März 1945, Verwaltungsbericht, S. 449.
- 68 Peter Broucek (Hg.), Ein General im Zwielicht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenuau, Bd. 2: Minister im Ständestaat und General im OKW, Wien u.a. 1983, S. 308.
- 69 *Deutsche Agrarpolitik*, Nr. 10, Jahrgang 1, Juli 1943.
- 70 Reichsbauertage in Goslar, Tagungsberichte 1934/1938, Reichsnährstand Verlag Berlin o.J.
- 71 Zitiert nach: Götz Aly, Hitlers Volksstaat – Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt/M. 2005, S. 195f.
- 72 Zur Ästhetik von Silos: Karl Scheffler stellte während des Ersten Weltkriegs in seinem Buch über den Geist der Gotik (1917) neben die Abbildungen alter Kathedralen bereits moderne Kornspeicher.
- 73 Kurt Sommer, Referent der Hauptabteilung kulturelle Angelegenheiten der Gemeinde Wien, Das schöne Groß-Wien, Wien 1941, S. 39.
- 74 Die Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien vom 1. April 1940 bis 31. März 1945, Verwaltungsbericht, S. 448.
- 75 Schreiben von Rafelsberger an den Präsidenten des Gaurbeitsdienstes und Reichstreuhänder der Arbeit Leo Haubenberger vom 28.10.1943, Archiv Broschek.
- 76 *Völkischer Beobachter*, 27.11.1943, S. 5.
- 77 Gustav Holzmann, Der Einsatz der Flak-Batterien im Wiener Raum 1940–45, HGM Wien 1970 (=Militärhistorische Schriftenreihe Heft 14), S. 75ff.
- 78 In der Lobgrundstraße, in unmittelbarer Nachbarschaft zur heutigen ÖMV, sowie in der Nähe der Panozzalacke befinden sich auch heute noch zwei oberirdische Betonbunker mit gewölbtem halbrunden Dach und rechteckigem Vorbau.
- 79 «Die Binnenstadt Wien ist eine Hafenstadt», *Arbeiter-Zeitung*, 10. Mai 1957, S. 3.